
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 234. Bromberg, den 10. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

3. Kapitel.

Martin Irgang steht am Fenster seines Zimmers im dritten Stock und rechnet. Es ist Sonnabend. An jedem Sonnabend mittag liegt ein verschlossener Briefumschlag im Zimmer, falls man ihn sich nicht am Vormittag unten im Bureau gefordert und auf der Stelle geöffnet hat, mit jener nachlässigen Bewegung, die dann rund und leicht in die innere Brusttasche greift und nach einer Minute das quittierte Formular gleichmütig in eine Seitentasche stopft.

Das hübsche helle Gesicht des jungen Juristen zieht sich in Beklemmung zusammen. Unten rutschen die alten Herren übers Eis. Lächerlich auf ihren Gummischuhen. Hinter einer Steinkugel her, die einen Holzpfropfen treffen oder nicht treffen soll. Was geht es ihn an? Was geht es ihn auch an, daß der Himmel blau ist, italienisch blau und hoch, die Wälder unter der Sonne zu duften beginnen nach Harz und nach vertriebenem Frühling, der Reif jeden Morgen weiße Diamantenhüllen spinnt! Nichts. Das hat er an den ersten Tagen gesehen. Als er noch Zeit hatte. Als der praktische Endzweck seiner Reise noch vierzehn Tage vor ihm lag, vierzehn Tage, — als ob das eine lange Zeit wäre für das, was er hier zu tun hat . . .

Leichtsinnig.

Er war immer so. Er hatte immer für alles sehr viel Zeit. Und genoß den Augenblick, die Menschen, die Natur, Musik, Bücher. Und auf einmal war die Zeit um und er hatte nichts erreicht.

Und so etwas wird Jurist, — Anwalt — —

Irgang lacht häßlich auf. Es wird ja auch nichts aus seiner Anwaltschaft. Er schläft irgendwo ein, zahlt seine Schulden ab, ist grau, wenn er sich einmal rühren kann, und wird so ein alter bequemer Notar mit einem Stammtisch und einem herzverfetteten Dackel, in Pasewalk, oder in einem andern Nest in Mecklenburg oder der Uckermarck, woher er stammt.

Mecklenburg und Uckermark, das ist es, was an ihm hängt. Er ist zu bodenständig und schwerfällig. Und der Einfall, er könne sich einschmuggeln in eine größere, freiere Welt, war nur ein üppiger, aufgewucherter Schößling jugendlicher Selbstüberschätzung. Er wird Kaufverträge stempeln oder Patente siegeln. Einerlei. Nur eins wird er nicht: mit Susanne Vandenbergs Millionen hinaufklettern in jene Regionen, nach denen sich sein Herz zerfleischt und die sein Neid nie, auch im Schlaf nicht, vergißt und ruhen läßt.

Für diese Kletterpartie muß man begabt sein, Martin Irgang. Wo bleibt die Balance? Wünsche sind noch nicht Eignung.

Er tritt näher an die Scheibe: unten steht Susanne in einer dünnen weißseidenen Hemdbluse, ohne Kappe. Sie hat keine Schistiefel an, sondern hochgestelzte rote Schuhe unter den weißen engen Hosen. Sie spielt mit ihrem Scotchterrier.

Er hat noch zwei Stunden bis zum Diner. Und wenn er diese zwei Stunden hier oben herumsteht und meditiert, so wächst dem Schein, der in seiner Brieftasche steckt, doch keine Null. Es ist nicht mehr zu leugnen, wie er sich auch windet: er, der einen Hunderter im Hinterhalt zu haben glaubte, hat einen Zehner in der Tasche. Nur einen kleinen, nicht mehr sauberen, lumpigen Zehner. Kaum das Trinkgeld für das Zimmermädchen.

Und unten spielt Susanne bloßhäuptig mit ihrem Terrier.

Heute abend im Schlitten sitzt sie neben Larassée, oder, wenn sie launisch ist, neben dem Industriebengel aus Westfalen, der sie abwechselnd als Backfisch und als Kaschemmenmädchen behandelt, denn er hat noch einige Millionen mehr als sie und zahlt ihr jede Launenhaftigkeit mit Zinsen zurück. Und sie lacht über seine Frechheiten.

Oder sie schwenkt ganz ab und holt sich die beiden Flieger aus Hannover, drahtige, nervenlose Geschöpfe, die ihre Extrafluggelder, die sie sich zwischen Hannover und England in Nebel und Westböen verdienen, hier sorglos und mit Haltung vergeuden.

Inzwischen fährt er, in der Tasche eine unbezahlte Rechnung, im Munde den bitteren Geschmack von einem mitleidig-verächtlichen Gespräch mit dem Geschäftsführer, der seine Adresse und vielleicht gar seine Uhr als Pfand bekommt, nach Norden.

Er knirscht mit den Zähnen. Dann reißt er die Tür auf und läuft die Treppen hinunter.

Sie ist noch da. Es sind ein paar Damen dazugekommen, die aber gleich weitergehen, als sie ihn begrüßt. Sie begrüßt ihn freundlich. Oder irrt er sich. Verfluchte Unsicherheit!

Nein, sie ist freundlich. Er hat Zucker in der Tasche. Aber das verwöhnte Vieh will keinen Zucker. Jetzt rast er hinter einem Bully her, der die Treppe herumtrudelt, sich überschlägt und in den Schnee beißt.

Das wird nicht lange dauern, dann hat sie kalte Finger. Es weht hier immer etwas aus dem Tal herauf. „Wollen Sie nicht Schlittschuh laufen, Fräulein Susanne?"

„Nein, Herr Martin", parodiert sie seinen Konversationston.

Er lacht. Es soll sich ungezwungen anhören, gleichgültig und amüsiert. „Sie merken doch immer alles, Gnädigste."

Sie sieht plötzlich sehr ernst aus. „Ja, ich merke es, wenn jemand etwas will und nicht damit herauskommt. — Was wollen Sie also, Irgang?"

Irgang hält mühsam sein starres Lächeln. „Sie wären, glaube ich, keine schlechte Geschäftsfrau geworden, Fräulein Vandenberg. Sie haben Witterung. Und vermutlich auch Zähigkeit. — Ich möchte einen Cocktail mit Ihnen trinken!"

Susanne lacht entspannt. „Komisch! Alle Leute wollen mit mir trinken. Gestern Jochanaan, heute Sie — — heute

abend im Schlitten droht gewiß wieder ein anderer Alkohol. Denn wir sollen ja den Mondschein bewundern. Und die Fackeln. Und die Nacht. Schwierig ohne den „petit alcohol", nicht wahr?"

Irgang hat sie zu Ende sprechen lassen. Nun fragt er: „Wer ist Jochanaan?"

„Ein Mann, der auf seinen Kopf nicht genügend aufpaßte, Herr Doktor."

„Entschuldigen Sie."

Ein kleiner Zug Schiläufer in blauen Anzügen kommt vorbei. Es sind drei Mädchen und vier Männer. Sie tragen Abzeichen. Sie beraten kurz vor den Wegschildern und steigen dann die Tambacher Straße hinauf. Einige plaudern. Alle sehen froh aus und haben klare aufnahmebereite Augen in den geröteten Gesichtern.

Susanne sieht ihnen nach. Lange. Irgang wartet ungeduldig.

Endlich dreht sie sich ihm wieder zu. In ihrem Gesicht ist ein erschreckender Ausdruck von Ekel und Trauer zugleich. „Wir wollten einen Cocktail trinken. Gehen wir also." Er meint zu sehen, daß ihre Lippen, die ganz dünn geworden sind, zittern. Aber er irrt sich wohl. Warum sollten sie zittern?

Sie steigen zur Bar hinauf. Hier ist immer künstliches Licht. Ein etwas dumpfer, halbdunkler Winkel, niemals ganz frei von dem Aroma vieler teurer Zigaretten, die hier geraucht wurden, und bestimmt für Leute, die sich und den andern am liebsten für ein Stündchen nicht so ganz klar sehen möchten.

Der Mixer sieht verschlafen aus. Schwindsüchtig, findet Susanne. Eine Wut auf den Mann erfaßt sie: was ist denn das, daß sie jetzt sich beständig um den Gesundheitszustand des Hotelpersonals kümmert? Er wird nicht der beste sein. Wie kann er auch? Die Tage sind lang und die Nächte kurz. Aber was geht es sie an?

„Manhattan oder Martini. Keinen Flip." Sie rekelt sich in einen tiefen Sessel. Auf einmal richtet sie sich lebhaft auf. „Oder sollte man hier einen Steinhäger bekommen?"

Der Mixer sieht gekränkt aus. Irgang ist verlegen. „Vielleicht, Fräulein Susanne. Es gibt schließlich Leute, die —"

„Ja, es gibt solche Leute", sagt sie bestimmt. „Haben Sie welchen?"

Er hat keinen, aber er kann ihn holen lassen aus dem Restaurant. Aber Susanne winkt schon wieder ab. Hier — und mit Irgang? Sie will jetzt einen Martini.

Sie trinkt nicht davon, spielt nur mit der Olive, die sie auf einen Strohhalm spießt und schließlich langsam verzehrt.

Irgang fühlt, daß er eine Maschine in sich hat, die nur mühsam auf den Anlasser reagiert. Der Anlasser ist der Zehner in seiner Tasche, der keine Null bekommt. Er blickt auf Susanne. In der braunen Dämmerung ihrer Ecke sieht sie prachtvoll aus. Er ohrfeigt sich innerlich. Er ist wie eine Dirne, die sich nur in Männer verliebt, die ein Auto haben. Dann aber auch in vollem Glauben und mit vollem Selbstbetrug. Wenig ehrenvoller Vergleich —

Sein Verstand arbeitet scharf und verächtlich. Dabei fängt sein Sinnenapparat doch Feuer. Die Nähe, der braune Winkel, ihr rotes, lebendig sich aufrichtendes Haar: „Susanne?"

„Ja?"

„Ich muß morgen abreisen."

„Ich weiß. Der Prozeß."

„Ja, der Prozeß. Ich kann ihn keinem übertragen. Wichtige Sache."

Alberner Schwätzer, denkt sein Gehirn.

„Also reisen Sie mit Gott, Irgang."

Sie legt behutsam den sauber abgenagten Kern der Olive auf den Teller. Dann betrachtet sie ihn angelegentlich von allen Seiten. Irgang fühlt, wie seine Wangenmuskeln zu zittern anfangen.

Er rafft sich zusammen. „Ich kann nicht weg, Susanne, ehe ich nicht — mit Ihnen — ach, Sie wissen ja ganz genau, was ich sagen will." Er beugt sich weit vor. Seine Hände sind dicht vor ihr. Sie rührt sich nicht. „Ich liebe Sie, Susanne, — ich liebe Sie sehr —" Er hängt einen Stein an jedes Wort. So wird es vielleicht so schwer, daß er selbst daran glauben kann.

„Ich weiß nicht, wie ich ohne Sie leben soll! Sie wissen nicht, was für Nächte ich habe, — — der Gedanke, morgen geht der Zug, sie bleibt hier — Susanne?"

„Ja?"

Das Blut schießt in ihm hoch. Die weiße Stirn wird sehr dunkel bis unter das helle Schwedenhaar. Sie betrachtet interessiert das Naturspiel.

„Gehen Sie mit mir, Susanne. Fahren wir ab. Morgen. Heute abend. Wenn alle glauben, wir sitzen in einem Schlitten, fahren wir statt mit dem Fackelzug zum Bahnhof. Es wird sehr schön sein, Susanne. Eine entzückende Unterbrechung Ihrer Langeweile. Sie sagen doch immer, daß Sie sich langweilen! Ein kleines Abenteuer. — Wir fahren bis Berlin. Oder bis Meiningen. Es geht ein Nachtzug. Einerlei, wohin . . ."

Susanne rührt sich noch immer nicht. „Und dann?" fragt sie neugierig.

„Dann? — Dann werden Sie natürlich meine Frau. Susanne, Sie denken an das „Dann"? — Sie gehen mit?"

„Stopp, Irgang. Schreien Sie nicht so. Der Mixer hat Ohren, auch wenn er halb schläft. — Ich soll also Ihre Frau werden. Wo, wenn ich fragen darf?"

Er kann nicht sofort antworten. Seine Zunge ist haltlos. „In — Berlin — — oder, nein, in Pasewalk werden Sie nicht leben können. In Berlin, denke ich."

Er sieht verzweifelt auf seine Hände. Sie sagt kein Wort.

„Lieben Sie mich, Susanne? Ich glaubte es zuweilen, — Sie ließen es mich glauben — ich mußte es glauben — —"

Sie sieht mitleidig in sein Stottern. Er ist ja nicht der erste, der so vollkommen abbaut vor ihr. Sich auswickelt. Und bei dem nichts herauskommt. Sie hat das schon oft erlebt. Immer dasselbe. Lauter kleine Nichtse, die sich mit ihrem Geld emporschwingen wollen. Und sich ein Mäntelchen anhängen, das aus dem Wort Liebe zusammengeflickt ist. Dürftig zusammengeflickt, denn sie ist ziemlich häßlich. Armselig. Armseliges Leben. Warum ist ihr das so bestimmt?

Sie steift ihren Hals. Ihre Augen glitzern ihn kühl an.

„Ebensogut könnte ich meinen Eintänzer heiraten, Irgang. Danke. Danke vielmals. Das hat keinen Reiz für mich."

Er kann nicht aufstehen. Nein. Auch nicht losbrüllen und ihre Schultern mit rohen Fäusten umspannen, so wie wohl dieser Industriebengel es machen würde, wenn sie ihm ihre giftigen Antworten gibt. Er kann nicht. Denn sie hat recht.

Aber er spielt noch einen Augenblick weiter. „Ihren Eintänzer? Das ist beleidigend für mich, Susanne!"

„Das braucht es nicht. Ich taxiere, er hat ein ähnliches Einkommen wie Sie. Er benimmt sich gut. Und er lebt auch in Berlin." Sie will noch hinzufügen, daß er wohl auch gern auf dieselbe bequeme Weise über sie, also auf einem Umweg, der nebenbei auch noch einige nette kleine Annehmlichkeiten verspricht, zu einer Villa, einem hundertpferdigen Wagen und einem Klubleben kommen möchte, aber warum? Irgang war immer ganz nett.

„Und ich liebe ihn ebensowenig wie ich Sie liebe", sagt sie freundlich. „Sie haben sich geirrt, Irgang."

Er hat sich geirrt. Aber nicht in ihrer Liebe zu ihm, sondern in ihrem Scharfblick. Sie weiß sehr gut, weshalb er irrsinnige Liebe markiert. Vielleicht weiß sie sogar schon, daß er seine Hotelrechnung nicht beahlen kann. Und daß sie unten am Bahnhof das Fahrgeld auslegen muß, weil er kein Geld mehr von seiner Bank in der Eile herschaffen konnte. Und dann auch die ersten kleinen Ausgaben in Berlin. Und daß er ihr zugetraut hat, daß sie das alles gern täte, — eine verliebte Gans, die so lange blind ist, bis er sich mit ihren Taschengeldern und dem übrigen, — denn sie ist ja mündig, — rangiert hat und sachte und mit Haltung in die Stellung des tadellosen Kavaliers zurückkehren kann. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Probe.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Auf de Heimfahrt überfiel Volquart plötzlich eine merkwürdige, nie gekannte Neugier. „Ich möchte doch wissen", dachte er, „ob das die wahre Liebe ist, was Bethy an mich fesselt."

Er sog mit einigen heftigen, nervösen Zügen an seiner Zigarette, lächelte unbestimmt vor sich hin. Gewiß erschien es ihm selbst übertrieben, nach mehr als fünfjähriger Ehe eine Frage aufzuwerfen, die seit langem aufgehört hatte, modern zu sein. Aber er hatte sich sozusagen in den Gedanken verbissen und kam nun nicht mehr davon los, wie er ja immer eigensinnig und stiernackig durchzuführen pflegte, wozu er sich einmal entschlossen hatte.

Er gab dem Chauffeur einen Wink. Lautlos und ohne die üblichen Hupensignale hielt der Wagen vor der schmiedeeisernen Pforte, die Volquarts prunkvolle Villa gegen die Außenwelt abschloß. Behende stieg der Herr und Besitzer dieses Reichtums aus, leise ging er die teppichbelegten Treppen zum Obergeschoß hinauf, öffnete nach kurzem Klopfen die Tür zu Bethys Schlafzimmer.

Die Frau, welche diesen zärtlichen, weichen Namen trug, war noch wach. Sie lag auf ihrem seidenglänzenden Lager und blätterte nachlässig in einigen Magazinen. „So früh schon?" fragte sie mit heiterer Stimme, als Volquart sich ihr näherte, ihren schmalen, feingeschwungenen Mund einen Augenblick mit einem fast inbrünstigen Kuß schloß und sich dann auf den kleinen Hocker am Fußende niederließ.

„Ja", sagte der Mann und hatte Mühe, jenes verschlossene und ernste Gesicht aufzusetzen, das er bei der Anbringung seiner Frage für nötig hielt.

„Hast du dich gelangweilt im Klub? Hat es dir nicht gefallen heute?"

„Ich habe gespielt — und du weißt ja, Liebste, daß ich mich dabei nicht zu langweilen pflege. Daß es für mich einen besonderen Reiz bedeutet, nach den Mühen des Tages mich einmal den Launen Fortunas hingeben zu können."

„Ich weiß, ich weiß", lächelte die Frau nachsichtig. „Und eben deshalb wundere ich mich, daß du so früh zurück kommst."

Der Mann antwortete nicht.

„Hast du verloren?" fragte die Frau, immer noch lächelnd.

„Ja", entgegnete der Mann, und die Antwort kam wie ein Stöhnen gepreßt und dumpf, aus seiner Brust. „Oberst Kanitz war da. Und du weißt ja, daß dieser Kanitz immer ein merkwürdiges, ein förmlich beunruhigendes Glück im Bakkarat besitzt. Heute saß er in einer Glückssträhne, wie ich sie noch bei niemandem ähnlich gesehen habe."

„Also du hast sehr viel verloren", konstatierte die Frau ruhig.

„Ja — so viel, daß mein gesamtes Barvermögen nicht ausreicht, die Schuld zu bezahlen."

„Das ist schlimm", sagte Bethy, „das ist sehr schlimm. Du wirst den leichten Wagen verkaufen müssen und vielleicht gar den großen. Aber uns bleibt ja noch immer mein kleiner Viersitzer."

„Es reicht nicht", flüsterte Volquart. „Es reicht nicht."

„Du schenktest mir Weihnachten das schöne Perlenkollier. Du kannst es verpfänden oder verkaufen. Und wir werden morgen an die See reisen und dort ein paar Wochen ganz zurückgezogen leben. So wie kleine Beamte oder Rentiers . . ."

„Das ist alles noch nicht genug", fuhr Volquart unbarmherzig fort

„Meine Brillanten? Meine Ringe? Das Armband? Die Uhr? . . ."

„Nicht genug — nicht genug", ächzte Volquart, und so vollkommen hatte er sich bereits in seine Rolle hineingespielt, daß es ihm vorkam, als wäre er wirklich ein armer, ruinierter Mann.

Bethy richtete sich in ihren Kissen auf. „Verzeih", sagte sie, „ich habe plötzlich Kopfschmerzen bekommen." Sie füllte ein Glas mit Wasser, holte ein weißes Pulver aus der Schublade, schüttete es hinein. Aber ehe sie trank, blickte sie Volquart noch einmal voll an, mit dunklen und beinahe drohenden Augen.

„Und was wirst du jetzt tun?" fragte sie zögernd.

„Ich werde das Haus verkaufen und alles, was ich besitze. Wir werden uns irgendwo einmieten, zwei Zimmer oder, wenn's hoch kommt, drei. Wir werden leben wie jene kleinen Beamten und Rentiers, von denen du vorhin sprachst, Bethy. So arm werden wir sein — so furchtbar arm."

„So . . . so", nickte die Frau mit einem Gesicht, als handele es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt. Mit einer raschen Bewegung stürzte sie das Glas mit dem aufgelösten Pulver herunter. Ihr Gesicht verzog sich wie das eines Kindes, dem man eine scheußliche, widerwärtige Medizin einflößt.

„Schmeckt das Zeug denn so bitter?" fragte Volquart.

„Ja — sehr bitter", bestätigte Bethy. Dann drehte sie langsam das Gesicht zur Wand als wollte sie nichts mehr hören, als ginge sie das eigentlich nichts mehr an. Lange Minuten lag das Schweigen über dem Zimmer wie ein schweres, dickes Tuch, das jeden Laut erstickte. Einmal noch —und das war wie ein Schrei — kam es von Bethys Lippen: „Aber ich will nicht so leben, ich will nicht arm sein! Ich ertrage das nicht!"

„Aber Kind, Kind", tröstete Volquart — und jetzt besann er sich erst wieder darauf, aus welchem Grunde er diese ganze Komödie gespielt hatte — „Du hast doch mich! Wir lieben uns doch! Und ich hatte gehofft, deine Liebe wäre groß genug, um dich auch äußerliches Mißgeschick ertragen zu lassen, solange wir nur beieinander sind."

Die Frau antwortete nicht.

„Du stehst doch nicht allein auf der Welt", fuhr der Mann fort, eindringlich, beschwörend beinahe. „Du wirst doch nicht verhungern! Und wenn dich diese Mitteilung so beeinflußt, muß ich doch beinahe denken, du hättest mich nicht aus Liebe geheiratet, sondern nur weil ich reich war. Bitte, liebe kleine Bethy, sage, daß es nicht so ist. Daß du mich liebst — auch jetzt noch liebst, trotz allem."

Die Frau schwieg. Das Gesicht des Mannes wurde langsam weich und schlaff. „Mein Gott", dachte er mit einem kleinen, traurigen Lächeln, indessen seine Finger nervös über die Rocktasche glitten, in der jene sechzigtausend Mark knitterten, die er vor kaum einer Stunde dem Oberst Kanitz abgewonnen hatte, „so sind nun die Frauen. Sie hat mich gewiß ganz gern — aber sie kann es nicht ertragen, arm zu sein. Ist das denn noch wahre Liebe?"

Trotzdem war er nicht böse. Dazu hatte er Bethy viel zu lieb. Eigentlich war es vielleicht Unsinn gewesen, ihr dies Theater vorzuspielen. Sie hatte vorher so merkwürdig gezittert, unter der seidenen Daunendecke . . . Und wenn sie ihm auch nicht die ersehnte Antwort gegeben hatte — nun, sie hatte seine Mitteilungen wenigstens mit einer Tapferkeit entgegengenommen, um die ein Mann sie beneiden durfte.

Volquart erhob sich von seinem niedrigen, unbequemen Sitz, tastete liebkosend nach Bethys Hand. Merkwürdig kühl und willenlos lag sie in der seinen — und plötzlich stieg eine furchtbare, grauenvolle Angst in ihm empor, preßte ihm die Kehle zu.

Er beugte sich über das Bett, drehte das abgewandte Antlitz der Frau um. Blickte in ein offenes, trübes Augenpaar, in dem kein Erkennen war, kein Sehen. Das leer war und tot — ganz tot . . .

Die Zofe im Nebenzimmer hörte einen Schrei; einen gräßlichen, tierischen, verzweifelten Schrei. Als sie mit dem Diener ins Zimmer stürzte, lag da, zu Füßen des Bettes, Volquart auf dem Boden. Schaum flog um seine Lippen und er lachte — lachte grauenhaft, wie ein Irrsinniger.

Inkasso.

Sallig sucht einen Posten und rennt von dem bekannten Pontius zu dem noch bekannteren Pilatus.

Alles ist vergeblich.

Endlich landet er bei Willwitz.

„Versuchen können wir es ja", meint Willwitz. „Ich will Ihnen einen Probeauftrag geben. Wenn Sie ihn ausführen, sind Sie engagiert."

„Schon engagiert?"

„Wir werden sehen. Also wir haben von der Firma Sauersohn und Söhne seit zwei Jahren tausend Mark zu bekommen. Jede Mahnung war vergeblich. Bringen Sie uns das Geld."

„Eine Frage noch", bemerkt Sallig, den Auftrag notierend. „Haben Sauersohn und Söhne noch viele Schulden?"

„Er hängt bei über dreißig Häusern am Platze."

„Morgen haben Sie das Geld", schiebt Sallig los.

Der nächste Morgen kommt und mit ihm Sallig.

Er hat das Geld. Genau tausend Mark.

„Wie haben Sie denn das fertiggebracht?", staunt der Chef.

„Nichts leichter als das. Ich habe ihnen erklärt, wenn sie nicht zahlen, werde ich zu ihren anderen Gläubigern gehen und erzählen —"

„Daß sie nicht gezahlt haben?"

„Nein. Im Gegenteil. Daß sie uns bezahlt haben."

Jo Hanns Rösler.

Börsen für gestohlene Juwelen

Von Edwin T. Woodhall-London,

ehem. Mitglied des Geheimdienstes von Scotland Yard, Geheimdetektiv des Prinzen von Wales.

In letzter Zeit sind in London und in der englischen Provinz für Hunderttausende von Mark Juwelen gestohlen, doch nur recht wenige Verhaftungen um dieser Straftaten willen vorgenommen worden.

Hinter diesen geschickten Diebstählen steht eben der geheime Handel mit wertvollen entwendeten Juwelen. Der Polizei ist das Bestehen dieser unheilvollen und einflußreichen Hehlerorganisationen wohl bekannt, aber es fällt ihr außerordentlich schwer, die Käufer der gestohlenen Waren zu belangen, weil kein Dieb zum Verräter wird.

Nach dem englischen Gesetz ist der Hehler schuldiger als der Stehler. Gäbe es jenen nicht, so würden viel weniger Juwelen entwendet werden. Der Hehler ist die Wurzel des Übels. Nach außen hin betreibt er einen vollkommen legalen Handel, doch im geheimen umgibt er sich mit einem regelrechten Stab von Lumpen, finanziert große Juwelentransaktionen und -diebstähle, besorgt die nötigen Einbrecherwerkzeuge — einschließlich des Sauerstoffes und Acetylens zum Geldschrankknacken — stellt Kraftwagen zum schleunigen Abtransport und zahlt direkt oder indirekt für geeignete Meldungen von guten Einbruchsgelegenheiten.

Es gehört schon ein tieferer Einblick in dieses Geschäft der Juwelenhändler dazu, um zu ermessen, wie großartig und bis in alle Einzelheiten dieser Handel organisiert ist. Der Hehler stellt auch nur einen der Mittelsmänner der „Börsen" für gestohlene Juwelen dar. Ihm obliegt die Aufgabe, das Diebesgut unkenntlich zu machen oder umzugestalten. Bei Edelmetallen, Gold, Silber, Platin, ändert oder entfernt er die Warenzeichen. Er wechselt Edelsteine und Fassungen aus, nimmt aus den Uhren die Gehwerke und setzt sie in andere Gehäuse ein. Selbst das kostbarste Schmuckstück kann er vollkommen unkenntlich machen. Gestohlenes „Eis" — wie der Fachausdruck für Diamanten lautet — kann auf dem Markt in Antwerpen, Brüssel oder Amsterdam untergebracht werden. Die „Bootsleute" — in der einschlägigen Verbrechersprache werden hiermit Agenten bezeichnet, die zum Zweck des Verkaufes zwischen England und dem Kontinent hin und her reisen — sorgen dafür, daß jeder Edelstein seinen Käufer findet.

Hier komme ich nun zu denjenigen Leuten, denen ich hauptsächlich diese Zeilen widmen wollte, zu den Inhabern der „Börsen" für gestohlene Juwelen. Diese Ehrenmänner, die sämtlich über ein ansehnliches Vermögen verfügen, sitzen in allen Teilen Englands und beliefern durch Vermittlung der „Bootsleute" ihre „Börsen" auf dem Festlande mit der gestohlenen Ware. Viele von diesen Leuten, die sich zum großen Teil den Anschein zu geben wissen, ehrenhafte Steuerzahler zu sein, aber recht oft von dunkler Herkunft sind, wohnen merkwürdigerweise im Osten und Nordosten Londons, wo sie ein nach außen hin respektables Leben führen.

Der Handel mit Edelsteinen ist fast ausschließlich Monopol der Londoner Juden. Der Stadtteil Hatton Garden stellt den Hauptmarkt für den legalen Handel dar, und hier kann man täglich geschäftige Leute, die meistens Jiddisch sprechen, Juwelen im Werte von Hunderttausenden von Mark umsetzen sehen. Ein anderer Juwelenmarkt ist Houndsditch, wo ich an einem Sonntagsmorgen Tausende von Angehörigen aller Nationen versammelt fand. Unter ihnen waren vielleicht ein paar hundert ehrenwerte Käufer. Doch wieviele mögen Hehler gewesen sein?

Hier werden die Geschäfte an allen möglichen Orten abgeschlossen: In übelbeleumdeten Schenken so gut wie in Hauseingängen. Die Verkäufer breiten ihre Waren auf Bekleidungsstücken auf dem Boden oder auf kleinen Verkaufsständen zu jedes Kauflustigen Ansicht aus. Hier soll ein Teil der russischen Kronjuwelen verkauft worden sein. Dasselbe wird von wertvollen Steinen behauptet, die einem Newyorker Millionär vor anderthalb Jahren in Paris gestohlen wurden. Die merkwürdigen Verleumdungsparagraphen des englischen Gesetzes verbieten mir, die Namen einiger Leute zu nennen, die bestraft wurden, weil sie den Juwelendieben Börsendienste leisteten. Doch in den letzten Jahren sind infolge der Schwierigkeiten, denen die Polizei hier begegnet, nicht mehr als ein halbes Dutzend Verurteilungen erfolgt.

Ist wieder einmal ein großer Juwelendiebstahl begangen worden, so richtet sich der Verdacht der Leute von Scotland Yard sofort auf gewisse Händler, von denen man weiß, daß sie Hehler sind. Doch die große Schwierigkeit, sofort brauchbare Informationen zu erhalten, und die Eile, mit der die Juwelen in der Unterwelt verschwinden, tragen die Schuld daran, wenn die Polizei mangels unmittelbarer oder zufälliger Beweise nur selten Verhaftungen vornehmen kann.

Juwelendiebstähle haben die Sicherheitsbehörden schon vor Jahrhunderten außer Fassung gebracht. Ich brauche nur an den Fall des bekannten französischen Diamanten „Le Régent" zu erinnern, der jetzt — menschlichem Ermessen zufolge diebessicher — in der Apollo-Galerie des Pariser Louvre aufbewahrt wird. Sein Marktwert beträgt rund 700 000 Mark. Er ging nach dem Diebstahl jahrelang von Hand zu Hand, bis Napoleon ihn 1810 von einem holländischen Juden für Frankreich zurück erwarb.

Die britischen Insignien, damals als „Kronjuwelen von Dublin" bekannt, wurden unter der Regierung König Edwards gestohlen und sind seitdem nicht wieder aufgetaucht. Der jetzt im Juwelenschrank von Windsor verwahrte „Koh-i-nor" wurde ebenfalls gestohlen und blieb jahrelang verschollen, bis er in den Besitz der Ostindischen Gesellschaft gelangte, die ihn gelegentlich der endgültigen Annektierung des Pendschabs der Königin Viktoria überreichte. Zum Schluß sei nochmals der zum Teil in Houndsditch verkauften russischen Kronjuwelen gedacht. Unter ihnen befanden sich zwei große und oftmals gestohlene Diamanten, der „Mond" und der „Orloff", die beide je fünf Millionen Mark wert sind.



Bunte Chronik



*** Ein verdampfender Fluß.** Der Tarimfluß in China hat in regenreicher Zeit eine Länge von einigen hundert Meilen und übertrumpft an Breite fast alle großen Flüsse der Welt. Aber es gelingt ihm nicht, das Meer zu erreichen. In dem Sand und den Salzflächen des östlichen Teiles der Tarimwüste verliert sich der Fluß, er verdampft langsam.

*** Das Land ohne Mörder.** Nach einem Bericht des Generalsekretärs der norwegischen Gefängniskommission ist in Norwegen seit dem Jahre 1928 kein Mord oder sonstiges Blutverbrechen mit tödlichem Ausgang verübt worden. Norwegen scheint sich rühmen zu dürfen, das einzige Land der Welt ohne Mörder zu sein. Der Generalkommissar der Gefängniskommission Christian Hammson führt diesen bemerkenswerten Rückgang der Kriminalität, der in krassem Gegensatz steht zu der Kriminalität der anderen Staaten Europas, der Welt überhaupt, auf höheren Lebensstandard, bessere Arbeitsverhältnisse, Alkoholeinschränkung, bessere Polizeiorganisation und zunehmende Kultur der werktätigen Bevölkerung zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.